

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 66 (1957)
Heft: 7

Artikel: Erziehung zur Achtung vor dem Leben
Autor: Grimm, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERZIEHUNG ZUR ACHTUNG VOR DEM LEBEN



Von Dr. Alfred Grimm

An der Internationalen Jugendrotkreuz-Erziehertagung auf der Insel Mainau vom 14. bis 18. April dieses Jahres sprach Dr. Alfred Grimm über die «Erziehung zur Achtung vor dem Leben». Sein Referat, das grossen Anklang fand, wurde im Juniheft der ausgezeichneten, vom Generalsekretariat des Deutschen Roten Kreuzes herausgegebenen Zeitschrift «Jugendrotkreuz und Erzieher» erstmals publiziert; unseren Text haben wir dieser Zeitschrift entnommen. Wenn Dr. Grimm von Lehrbüchern spricht, handelt es sich um jene der deutschen Schulen.

Die Redaktion.

Die Erziehung der Jugend zur Achtung vor dem Leben scheint besonders gefährdet. Die täglichen Meldungen über Verbrechen, Unfälle, Katastrophen, die erschreckende Gewöhnung an die Tatsache des Verkehrstodes führen zu einer Abstumpfung und Gleichgültigkeit vor dem Wert des Menschen. Dazu die Beeinflussung durch Schundhefte und Schundfilme, in denen das Niederschlagen, Abschiessen, Ueberfahren oder sonstiges Umbringen von Menschen gezeigt wird. Die Spiele der Kinder spiegeln dies wider bis zu den Morden an Altersgenossen. Die in ihrer Entscheidungsfreiheit ambivalente Natur des Menschen wird erst durch die Erziehung zum Guten geführt. Schon der Urmensch hat Institutionen geschaffen, um den gegenseitigen Totschlag und den Kannibalismus wenigstens einem bestimmten Kreis fernzuhalten. Von dieser schaurlichen Menschenfresserei, die bei den Primitiven bis in die Gegenwart hineinreichte, über die Grauen der Menschenopfer, Foltern, Kriege, Brandschatzungen, Vergewaltigungen, Austreibungen und Niedermetzelungen watet die menschliche Geschichte in Blut und Leid. *Homo homini lupus!*

Wir müssen die Erziehung zur Achtung vor dem Leben verdichten. Welche Erziehungsmittel stehen uns zur Verfügung?

Vor allem natürlich Beispiel, Vorbild und die Tat. Aber auf diesem Wege wirken wir ja doch nur auf den kleinen Kreis jener Kinder und Jugendlichen ein, die schon dem Jugendrotkreuz angehören. Im weiteren Bereich können wir dies nur mittelbar über die Schule und diese kann wieder in erster Linie nur über den Unterrichtsstoff in den kindlichen Seelen die Achtung vor dem Wunderbaren des Lebens aufbauen, indem der Erzieher in den Kindern jene affektive Einstellung erweckt, die der amerikanische Psychologe McDougall «Gesinnung» nennt. Diese ist keine angeborene, sondern eine erworbene Disposition, die nach und nach durch viele emotionale Erlebnisse und Tätigkeiten aufgebaut werden muss. Die «Gesinnung» ist eine Gemütsverfassung von empfindlichster Struktur.

Gesinnungen, triebmässige Anlagen, Erkenntnisse und Wissen zu einem harmonischen oder disharmonischen Ganzen gewachsen, nennen wir Charakter.

Zu der Welt des Kindes und Jugendlichen gehört die Schule, die ihm ein Bild der Welt vermittelt.

Was für ein Weltbild

haben nun die letzten Generationen in den letzten 80 Jahren empfangen?

Wir vermeinen, das humanistische. Aber dieses selbst hat in den letzten dreihundert Jahren eine Wandlung vom theozentrischen zum anthropozentrischen Humanismus erfahren, den Jacques Maritain den unhumanen Humanismus nennt, in dem Gott, dessen Tod schon Nietzsche verkündet hatte, nur eine Idee ist, ein Humanismus, der die Erde, wenn diese Entwicklung so weitergeht, nur mehr für Tiere oder Götter bewohnbar macht, um an ein Wort des alten Aristoteles zu erinnern. Diese Prognose erscheint zu düster, zu pessimistisch, und doch ist sie bestätigt durch die politischen Konzentrationslager, die Kollektivbestrafung ganzer Volksgruppen und die geistige Entmachtung des einzelnen durch die totalitären politischen Systeme. Wir müssen aber auch anerkennen, dass sich in der freien Welt eine Wendung zu Gott und damit auch wieder zum Menschen als seinem Ebenbild ankündigt. Die Hypothese vom Kampf ums Dasein hat das Weltbild der letzten 80 Jahre geformt. Es soll nicht geleugnet werden, dass jedes Leben schwer ist, Mühen und Arbeit bringt. Doch zu jedem Leben gehört auch gegenseitige Hilfe, Obsorge, Mutterliebe, selbst Aufopferung, Familien- und Sippenzusammenhalt, ja gehören sogar gewisse Hemmungen gegen die Tötung von Artgenossen als Gegenspiel in unserer, in ihrem Prinzip polar angelegten Welt. Dies sind Tatsachen, die in der Wissenschaft unter dem Einfluss des Darwinismus viel zu lange zu wenig gewürdigt, ja gesehen wurden, und die naturgemäß auch in unseren Schullehrbüchern einen viel zu geringen Niederschlag gefunden haben. Spiegeln ja sie, mit einem zeitlichen Abstand von etwa 30

Jahren, den jeweiligen Stand der Wissenschaft wider, und daher dürfen wir uns nicht wundern, dass in der Biologie, um mein eigenes Fachgebiet zu nennen, Schmeil einen festen Platz behauptet. Schmeil heisst aber Darwinismus. Schmeil heisst Schutzanpassung, Kampf ums Dasein, anthropozentrische Sicht bei den morphologisch-physiologischen und funktionalen Beziehungen. Der Schmeilsche Geist wird als «die biologische Methode» noch heute auf pädagogischen Hochschulen vertreten und verteidigt und gibt den Grundton in vielen anderen Lehrbüchern ab. So wird Lehrern und Schülern ein heute bereits als unrichtig zu bezeichnendes biologisches Weltbild weitervermittelt, das einen wesentlichen Baustein im Gesamtgefüge des «unhumanen Humanismus» darstellt. Bei Reifeprüfungen und anderen Gelegenheiten können wir erleben, wie Nichtbiologen, stolz auf ihre Allgemeinbildung, das Schlagwort vom Kampf ums Dasein in die Diskussion werfen und damit das unrichtige Weltbild auch von ihrer Seite her unterbauen. Indessen haben neue Richtungen in der Biologie, die Tierpsychologie, die Verhaltensforschung, die Gestaltforschung, die Oekologie, Soziologie, Umweltlehre, die Ganzheitsforschung ein wesentlich anderes Bild der Lebensvorgänge in der Natur entwickelt, ein Bild, das dem Tier wieder sein Recht gibt, seinen notwendigen Platz in ihrem Gesamtgefüge anerkennt, seine Welt als andersartig als die des Menschen erkennt; ein Bild, das die Natur als eine grosse harmonische Einheit zeichnet, in die auch der Mensch hineingestellt ist, in die er aber mit seinen unrichtigen Werturteilen und Habgüsten, zu wenig vertraut mit dem Feingeflecht der naturgegebenen Beziehungen, hineingreift und damit jene Leiden schafft, die er dann der unschuldigen Kreatur anlastet.

Jede Art lebt ihre Rolle

In dem gesetzmässigen Kreislauf der Stoffe hat jedes Lebewesen in seinem Lebensraum, der Biozönose, seinen festen Platz. In der schlchten Tatsache seines Daseins spielt es mit einer bestimmten Individuenzahl seine Rolle im Auf und Ab ihres ständigen Umbaues. Wir können so eine Biozönose mit einem See oder einer Talsperre vergleichen. Sie befindet sich in einem stationären Gleichgewicht, solange Zu- und Abfluss gleich bleiben und somit einen unveränderten Pegel aufweisen, obzwär der Inhalt ständig ausgetauscht wird. In der Biozönose nennen wir diesen Zustand das «biologische Gleichgewicht». Es erhält sich von selbst. In ihm hat jedes seiner Lebewesen, wie bereits gesagt, seinen festen Platz und seine Aufgabe wie der Schauspieler in einem Schauspiel. Es ist hier weder gut, noch schlecht, weder nützlich noch schädlich, aber notwendig, denn auch jedes, auch das tödende, handelt in dem Rahmen des grossen Naturplanes der göttlichen Schöpfung, in der, um ein Wort Goethes zu zitieren, der Tod der Kunstkniff des Lebens ist, das Leben zu erhalten. Darum ist jede Abstempelung

eines Lebewesens als schlechthin nützlich oder schädlich, sind die Bezeichnungen Räuber, Feind, grausam, hässlich, Geschmeiss, Ungeziefer, Schädling, biologisch unrichtig und erzieherisch niederreissend. Sie verhindern eine richtige Naturerkenntnis und widersprechen einer Erziehung zur Achtung vor dem Leben, die erkenntnismässig ja doch nur aus der Ueberzeugung entspringen kann, dass jedes Lebewesen seine Aufgabe im Naturganzen hat.

Zu jeder Art gehört ein Zehrer

Innerhalb der Biozönose stehen die einzelnen Arten untereinander in festen Beziehungen von Nährer und Zehrer. Diese Bezeichnungen hat Heikertinger eingeführt. Sie sind sachlich wie erzieherisch besser als die bisherigen Ausdrücke Beute und Feind, denn, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ist die Kuh kein Feind des Grases und dieses nicht ihre Beute. Jedes Individuum ist nun beides: Zehrer und Nährer. So entstehen Nahrungsketten, deren Gesamtheit mit einer Pyramide oder einem Kegel verglichen werden kann. Die Basis gibt immer die betreffende Pflanzendecke ab, die Spitze bilden einige wenige Individuen der höchstorganisierten Fleischfresserarten, Raubfische, Raubvögel oder Raubtiere, leider Termini, die wir heute nicht mehr abändern können und hinnehmen müssen.

Jeder Ausfall eines einzigen Gliedes dieser Nahrungsketten führt zu einer Gesamtstörung und zum Ueberschuss einer oder einiger Arten, der dann das Gleichgewicht verändert und in der Kulturlandschaft empfindlichen Schaden anrichtet. So ist die Feldmaus, der Prototyp eines sogenannten Schädlings in der Getreidelandschaft, in einer natürlichen, vom Menschen nicht veränderten Biozönose aber kaum zu bemerken. Sie nährt sich, wie fast alle Nager, vom Samenüberschuss und wird trotz starker Vermehrung durch die grosse Zahl ihrer Zehrer stets in einer beschränkten Individuenzahl gehalten. In der Kulturlandschaft, in der bei reichlichem Nahrungsangebot und daher höherer Vermehrungsziffer trotzdem die natürlichen Zehrer vom Menschen ausgerottet worden sind, mussten die Tierchen zu Massen anwachsen und dadurch schädlich werden, obzwär sie nichts anderes tun, als ihrer Bestimmung gemäss zu leben. Dann fragen aber nicht selten selbst Erwachsene, wozu Gott diese Schädlinge erschaffen habe.

Bei dieser Darstellung ist bereits das Erzieherische aufgedeckt: die Unsinnigkeit, aus Jagdlust und Schiesswut, aus Dummheit und Mordlust die natürlichen Zehrer der Feldmaus zu dezimieren, ja z. T. auszurotten, und wo das noch nicht gelungen ist, noch immer weiter zu verfolgen. Vom Standpunkt der Naturliebe wie der Erziehung ist es dann aber geradezu bestürzend, wenn in den biologischen Lehrbüchern statt der Schonung der Zehrer der Bekämpfung der so in die Lage von Schädlingen gedrängten Tierarten durch Gift und Bakterien das

Wort geredet wird, ohne darauf hinzuweisen, dass dies leider eine vorläufige Massnahme sein muss, die selbst grausam ist und ganze Kettenreaktionen von weiteren Störungen auslöst, weil sie auch andere Tiere mitvernichtet und weiter die Verödung unserer Natur beschleunigt.

Zu jeder Art ein Wohnraum

Während in diesem aufgezeigten Falle der Feldmaus jeder denkende Mensch auf die richtige Erkenntnis von selbst kommen könnte, fehlen in anderen Fällen unseren Buchautoren die notwendigen Kenntnisse zu einer richtigen Darstellung. Darum wird so gerne vom Nutzen und Schaden gesprochen, und da man ja bestrebt ist, möglichst alle grösseren Tiere der Heimat wenigstens kurz zu behandeln, so viel Belangloses, ja geradezu Albernes gesagt. Was lesen wir vom Wildschwein? Dass es in den Wäldern suhlt und wühlt, auf die Felder austritt und hier grossen Feldschaden anrichtet. Oder vom Eichelhäher weiss die letzte Auflage Schmeil nur zu erwähnen, dass der schmucke Vogel ein hässliches Geschrei hat und Vogelnester plündert. Welch wunderbare Gelegenheit ist in beiden Fällen, abgesehen von der unpädagogischen Darstellungsart, verpasst. Wie leicht könnte auch hier auf die natürliche Heimat der Wildschweine, die tiefgründigen und fruchtereichen Buchen- und Eichenwälder hingewiesen werden, in denen die Tiere sich von diesen Früchten und den ungeheuren Mengen an Insektenlarven und Puppen des Bodens ernähren, von den Larven der Riesenschnaken, den Kokons der Blattwespen, den holzzerstörenden Rossameisen und den Engerlingen der Maikäfer, die imstande sind, in den wenigen Wochen ihrer Flugzeit einen Wald zu entblättern. Bei einem Schwein wurden nach drei Stunden Fresszeit 900 Maikäferengerlinge im Magen gefunden! Dazu durchlüftet das Wühlen den Boden, trägt zu einer Humifizierung bei, zumal das Schwein dabei auch die Wurzeln des Adlerfarns und des Weidenröschens verzehrt, die beide den Boden verfilzen und verdämmen und dadurch zu einer Versäuerung beitragen. Da der Mensch den Wald verändert, die Buchheckern selbst sammelt, die Eichenwälder vernichtet hat, finden die Schweine zu wenig Nahrung und wühlen dort, wo sie diese eben finden. Welch wunderbare Gelegenheit, hier die Schüler einen Blick in das Gewebe der Natur werfen zu lassen. Auch die Zehnjährigen verstehen dies, dass hier das Wildschwein der grosse Helfer des gesunden Waldes ist, in dem es eine sehr, sehr wichtige Aufgabe erfüllt.

Jede Art lebt in einer Gemeinschaft

Und der Eichelhäher? Heisst er nicht im Volksmund Holzschreier? Betritt ein Mensch den Wald, schleicht ein Fuchs durch das Holz, der Eichelhäher hat beide schon bemerkt, und nun schreit und schreit er und warnt alles andere Getier im Wald, das entweder flüchtet oder sich, wie die Sing-

vögel gegen den Fuchs, zusammenrottet und ihn durch das gemeinsame Geschrei aller zur Umkehr zwingt, denn die Jagd durch Ueberraschung ist vorbei. Diese Darstellung zwingt zur Nachdenklichkeit und regt die Aussprache an, nicht aber die Erwähnung, dass der Vogel auch in den Gärten Kirschen stiehlt. Das Kind, der Jugendliche, der in der Schule solche unrichtige und unvollständige Darstellungen in sein Weltbild aufnimmt, kann keine Achtung vor dem Leben bekommen. Man darf sich dann wirklich nicht wundern, wenn nicht nur unsere Volksschuljugend, sondern selbst Erwachsene alles, was sich zwischen Halm und Blatt röhrt und was raschelt, zuerst einmal erschlägt.

Beziehungen der Arten untereinander

Auch heute sind unsere Biologiebücher, allen voran das Schmeilsche, voll von anthropozentrischen Deutungen der Körperform und seiner Tracht. Auffallende Farben werden noch immer als Schreck- und Warnkleid, schlichte als Versteck- und Schutzkleid gedeutet, ungeachtet der schon 50 Jahre alten Erkenntnis, dass die Mehrzahl unserer Raubtiere ihre Nährer durch den Geruch wahrnimmt, ihnen also Farben wenig Schutz bieten. Ueberhaupt nimmt im Tierreich der Geruchssinn eine beherrschende Stellung ein. Viele Tiere, wie z. B. viele Wiederkäuer, haben zwischen den Hufen Duftdrüsen, andere Arten haben Analdrüsen, wieder andere, wie die Hundeartigen, verspritzen ihren Harn und geben somit Duftmarken ab, was auch die Löwen tun, wieder andere verschmieren ihren Kot wie die Bären oder verschleudern ihn auf die Bäume und Sträucher wie die Flusspferde. Insekten besitzen einen so feinen Geruchssinn, dass sie ihre Weibchen oder ihre Nahrung, sei es eine duftende Blüte oder ein ganz frisches Aas, auf eine Entfernung von mehreren Kilometern wahrnehmen. So ist die Welt des Tieres völlig anders als die des Menschen, und alle anthropozentrischen Deutungen sind daher unrichtig.

Jede Art hat ihre Umwelt

Eine weitere Tatsache ist nach Uexküll und den anderen Umweltforschern, dass die Tiere ja nicht wie der Mensch ihre ganze Umgebung auf sich beziehen, sondern immer nur einen ganz bestimmten Ausschnitt, den man als die Umwelt dieses Tieres bezeichnet. Diese setzt sich nur aus einigen Elementen ihres Wohnraumes zusammen, nämlich aus ihren betreffenden Nährern, Zehrern, dem Geschlechtspartner, der Nachkommenschaft und jenen unpersönlichen Tatsachen wie Boden, Licht, Luft, Temperatur, Versteck, die eben für die betreffende Art von Bedeutung sind. Für die Schwalben existieren Insekten, aber keine Körner. Sie sind bedeutungslos, gehören nicht in die Umwelt der Schwalbe. Für den Fuchs hat das Rübenfeld nur die Bedeutung als Versteck, nicht aber als Nahrung. Aber die wirklichen Bedeutungsträger sind so in der gesamten Wahrnehmungskonstitution ein-

geprägt, dass die Umwelt zum Tier gehört wie seine Haut, aus der es sich nicht lösen kann.

Wir können ein Tier weder ohne Haut, noch ohne Umwelt wirklich verstehen. Es genügt daher nicht zu sagen, dass ein Tier ein Wald- oder ein Steppenbewohner sei, wenn man nicht seine Beziehung zum Wohnraum erfasst, wie dies z. B. beim Wildschwein gezeigt wurde. Wir können es aber auch nicht verstehen, ohne es in seine Nahrungs-kette hineinzustellen und dabei klarzulegen, dass jedem Tier das Bild seines Nährers und seines Zehrers erblich eingeprägt ist, dass es den einen eben hier zu finden weiss, dem anderen in gleicher Weise aber ausgeliefert ist. Denn dem Nährer steht gegenüber seinem Zehrer nur ein relativer, kein wirklicher und absoluter Schutz, weder durch Farben, Versteck- oder Täuschungsgestalt, noch durch Waffen zu Gebote. Gäbe es diesen absoluten Schutz, dann hätte sich diese Tierart schon längst über die ganze Erde ausgebreitet, hätte alles vernichtet und wäre dann selbst Hungers gestorben, wie auch ihre Zehrer trotz allen Ueberflusses hätten verhungern müssen. Es gibt keine völlig geschützte Tier- oder Pflanzenart. Es gibt nur eine hinreichende Nachkommenschaft im Verhältnis zu dem zulässigen Blutzoll. Und auch diese Erkenntnis ist ein Blick in das Wundergewebe unserer Natur. Und darum ist alles Gerede von Schutzfarben und Nachahmungsformen, die andere wehrhafte Tiere vortäuschen sollen, überprüfungsbedürftig und nur aus der Sicht einer Welt als Kampftheater, also darwinistisch möglich gewesen.

Jede Art hat Ausdrucksmittel

Diese Sicht verbaute aber richtige Einsichten in das Verhalten und in die Verhältnisse unter den Tieren, denn ihre Trachten haben im Leben eine wichtige Funktion nicht nur zum Verbergen, sondern auch zum Gesehenwerden. Wir unterscheiden heute Verbergungs- und Signaltrachten. Das auf-fallende Kleid der Giraffe dient nicht der Körper-formauflösung, der Somatolyse, wie die Tarnüber-züge unserer Soldaten, sondern entgegen der ver-alteten Darstellung in unseren Lehrbüchern der gegenseitigen Verständigung auf weite Sicht. Das weiss man schon seit dem Jahre 1910. Trotzdem haben dies unsere Lehrbuchverfasser noch immer nicht zur Kenntnis genommen, weil das darwini-stische Dogma zu fest verankert ist. Und wiederum verbaut es das Staunen, die Sicht in die wunder-baren Zusammenhänge, die Erkenntnis des wahren Wesens unserer Tiere, und damit die Erziehung zur Achtung vor dem Leben.

Mit dem Beispiel der Giraffe habe ich schon eine Tatsache angeschnitten, die wir die Sozial-beziehungen im Tierreich nennen. Bisher wurden diese nur von den staatenbildenden Insekten behan-delt. Sozialbeziehungen gibt es bei allen Tierarten, wenngleich wir erst am Anfang ihrer Erforschung

stehen. Diese Sozialbeziehungen erstrecken sich auf die Abgrenzung individueller Territorien auf optische, olphaktorische durch Geruchsmarken und akustische Art durch Rufe, Gesänge, auf die dau-ernde oder zeitweilige Herdenbildung, auf gegensei-tige Hilfeleistungen, Verständigung, Warnung und selbstverständlich auf die Regelung des Verkehrs der Artgenossen untereinander. Die Verständigungs-mittel sind neben lautlicher und geruchlicher Art insbesonders bestimmte Gehaben und Verhaltungs-weisen, wobei die Körperfestgestalt ein voll eingesetztes Ausdrucksmittel wird. Sie wird in erstaunlichem Masse modifiziert. Denken Sie an den Unterschied eines Hundegesichtes mit aufrechtstehenden, und dann zurückgelegten Ohren, mit gesträubtem und glattem Haar, denken Sie an den Rad schlagenden Pfau, an den girrenden Täuber, die aufrecht-stehende Rohrdommel.

Soviel Beispiele, soviel Ausdrucksformen durch eine bestimmte Körperhaltung. Durch sie wird die Gestalt modifiziert, mal betont, dann unterdrückt, werden die Farben gezeigt, dann versteckt, und da-mit werden Innenzustände der Erregung, Angst, Wut, Hass, Liebe, Vertrauen, Argwohn, Drohung, Ergebung, Stolz, Demut, Hingabe, Verweigerung, Ablehnung, Zuneigung, Angriffs- oder Fluchtbereit-schaft ausgedrückt. Wir kennen im Tier ein Ge-haben, das imponieren soll, und ein solches, das sich am liebsten von der Bildfläche verschwinden lassen möchte. Wir können diese Gehaben tag-täglich sehen: das Zurücklegen der Ohren bei dem argwöhnenden, auf Flucht oder Abwehr eingestellten Pferde, das freundliche Wedeln und Wind-machen des Hundes, das gesträubte Fell der fau-chenden Katze, die dadurch grösser erscheint, als sie wirklich ist, das Aufplustern kämpfender Hähne, das Radschlagen des imponieren wollenden Truthahns. Wir können täglich hören die Rufe, Schreie, Pfiffe der Vögel, das unterschiedliche Wiehern des Pferdes, das verschieden klingende Brüllen der Rinder, das klägliche Winseln, Heulen, Jammern, Klagen des geängstigten, des unter Schmerzen leidenden Tieres, das Sich-auf-den-Rücken-Werfen des sich ergebenden Hundes und all die anderen Ausdrucksweisen, die uns verraten, dass jedes Tier neben seinem Aussen auch ein Innen hat, das es durch sein Aussen manifestieren und zum Ausdruck bringen kann.

In der Schule sehen wir das Aussen der aus-gestopften, aufgemalten, abgebildeten Tiere. Dies ist eine Zwangslage. Es ist unmöglich, grössere Tiere lebend im Unterricht einzubauen. Aber un-verständlich ist, wenn wir in unserer mündlichen Darstellung über die Beschreibung dieser Kör-per-form nicht hinausgehen, und dass in den Lehr-büchern die Tatsache der unerhörten Ausdrucks-möglichkeiten im Tierreich gar nicht erwähnt und daher auch nicht erzieherisch wirksam wird. Dabei

Fortsetzung auf Seite 31

können wir sie an unseren Haustieren, in Großstädten in den zoologischen Gärten bei den Spielen der Tiere untereinander beobachten und dann unterrichtlich zum Tragen bringen. Aber durch diese Beobachtungen und durch die Eingangspforte des Außen am Tier können wir das Innen des Tieres lesen lernen, es in seinem Wesen erkennen, es damit richtig beurteilen.

Keine menschlichen Wertungen!

Der Hund ist nicht treu im menschlichen Sinne, sondern anhänglich an seinen Herrn, der ihm die Stelle des führenden Hundes im Rudel vertritt. Die Katze ist nicht falsch, sondern als Einzelgängerin ortstreu und bleibt beim Haus, wenn die Herrin umzieht. Sie kratzt, wenn man mit ihr spielt, weil die Pfote das Greiforgan der Katze ist, wie das Maul das des Hundes. Das sind alles geradezu Binsenwahrheiten, die keiner weithergeholt Wissenschaft bedürfen, die aber in das Wesen und Verständnis tierischen Verhaltens einführen. Wenn Unkenntnis meist Ursache von Hass, Verleumdung und Bildung falscher Klischeevorstellungen unter den Völkern ist, und jede Völkerverständigung zur Voraussetzung gegenseitiges Kennenlernen hat, so gilt diese Wahrheit ganz genau auch auf das Verhalten zum Tier, zur Pflanze, zur Natur und damit zum Leben. Es ist die Voraussetzung, dass wir es lieben, pflegen, schonen, im richtigen Augenblick aber auch meiden. Von dem Zürcher Tierdirektor Hediger u. a. erfahrenen Tierbeobachtern in freier Wildbahn wissen wir heute, dass alle Tiere zwei Distanzen wahrnehmen: eine Fluchtdistanz und eine kritische Distanz. An die erste lassen alle Tiere, auch die grossen Raubkatzen, das Unbekannte herankommen, dann wenden sie und fliehen. Die andere, die kritische Distanz, an die man nur durch Überraschung herankommt, führt zu einem sicheren Angriff des überraschten Tieres, das zur Flucht keine Möglichkeit mehr sieht oder hat. Beide Distanzen variieren natürlich und sind abhängig vom jeweiligen inneren Zustand. Die Tierpsychologen sprechen von Tönungen, die dem Objekt anhaften. Darnach hat die Maus für die hungrigen Katzen einen Fresston, für die satte einen Spielton, für die säugende einen Pflegeton. Ganz nahe rückt mit dieser Erkenntnis das Tier an uns selbst, die wir nicht minder verschieden auf die Außenwelt zurückwirken, jenachdem sie getönt ist, jenachdem wir selbst in freudiger, gedrückter Stimmung sind, ausgeruht, ermüdet, hungrig oder satt. Brücken können wir schlagen, Brücken vom Menschen zum Tier, vom Tier zum Menschen und die grosse Einheit in der Natur erahnen, wo wir sie nicht sehen.

Ordnung überall

Ob wir mit den Zehn-, Elf- und Zwölfjährigen über diese Dinge im Biologieunterricht reden, oder mit den Älteren die Zelle studieren, das erstaun-

liche Geschehen der Entwicklung im Film verfolgen, das geordnete Nacheinander der eigenen Entwicklung bedenken, ob wir im Gesundheitsunterricht auf das erstaunliche, ja geradezu unglaubliche Wechselspiel der Hormone untereinander und im Dreiklang mit den Fermenten und Vitaminen erörtern, oder in der Ökologie auf den Boden als belebte Wesenheit zu sprechen kommen oder im Mikroskop studieren, immer stossen wir auf Schritt und Tritt auf geordnete Systeme, die sich vom ultravisielen Photon bis zu den Millionen von Lichtjahren des Weltalls erstrecken. Und wie ein Haufen von Streichhölzern sich nicht allein und von selbst aus in eine bestimmte Ordnung bringt, weil Ordnung immer das Unwahrscheinlichere ist, so muss auch die Ordnung in der Natur, wo immer sie sich bietet, unser ehrfürchtiges Staunen wachrufen.

Aber natürlich muss sie der Lehrer selbst sehen und bewundern und nicht als selbstverständlich hinnehmen, wenn er sie seinen Schülern zeigen und sie zu gleichem Staunen führen will. Die Tiefe der Erkenntnis und nicht die Breite führt uns zu den Wundern der Natur. Diese Wunder sind in uns und rings um uns. Wir verhalten uns in unseren Lehrbüchern noch immer so, als ob es keinen Rundfunk, keine Naturfilme, keine Illustrierten und keine ausgezeichneten naturkundlichen Bücher für die Jugend gäbe. Schon der alte Plinius hat beim Studium das multum, nicht das multa, das Viele und Tiefe, nicht das Vielerlei und Oberflächliche gefordert. Wir beschreiben noch immer zu viel und zu oberflächlich Tier- und Pflanzenformen, zerreißen die Blüten, die wir dann achtlos in den Müll eimer werfen, und haften zusehr am Außen, statt durch seine Pforten in das Innen der Natur einzudringen. Fürchten wir uns nicht davor. Erfahrungen an der höheren Schule und der Volksschule beweisen, dass bei richtiger Stoffdarbietung und Ausschöpfung der eigenen Schülerbeobachtungen das hier aufgezeigte Ziel erreichbar ist, und mit Staunen sieht dann der Lehrer, wie schnell sich auch im Kinde biologisches Denken anbahnt. Nichts ist leichter, als die Kinder an die Frage der natürlichen Stellung, Rolle und Aufgabe eines Lebewesens in der Natur zu gewöhnen und sie damit zu eigenen Beobachtungen anzuregen. Das ist aber der Weg, sie von dem Niederschlagen, Ausreissen, Vernichten und Töten weg zum behutsamen Schauen, Horchen, Prüfen, Pflegen und Betreuen zu führen und damit zur Achtung vor dem Wunder des Lebens. Albert Schweitzer sagt, die Achtung vor dem Leben scheut auch das Niedertreten eines Grashalmes. Zu ihr führen wir unsere Kinder nicht durch Verbote, sondern dadurch, dass wir sie an die Hand nehmen und hinführen zu den grossen Geheimnissen der Mutter Natur in uns, um uns und über uns. Wenn sie erst wieder das Staunen gelernt haben, mit dem sie als vorschulpflichtiges Kind in die kleine Welt gesehen haben, dann sind ihre Seelen wieder emp-

fänglich für die grosse Welt und die Werte der Wissenschaft und vor allem der Religion. Dann werden sie auch die richtige Einstellung zum Nebenmenschen gewinnen. Die Gesinnung, sagten wir eingangs, müssen wir aufbauen. Die Gesinnung

erwächst aber nicht aus dem Verstand allein, sondern aus dem Erlebnis, das in das Gemüt eindringt. Aus dem Verstand kommt wohl die Rücksicht, aus dem Gemüt aber die Achtung vor dem Wunder des Lebens.



ROTES KREUZ — EINE SCHWEIZERISCHE AUFGABE IM DIENSTE DER MENSCHHEIT

Von Dr. Hans Haug

Zentralsekretär des Schweizerischen Roten Kreuzes

I. Fortsetzung

Die Entwicklung der Genfer Konventionen zum Schutze der Kriegsopfer seit 1864 ist ein Teil der Geschichte des Roten Kreuzes, weil sie von den Organen des Roten Kreuzes, vor allem vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und den Internationalen Rotkreuzkonferenzen massgeblich beeinflusst wurde; sie ist aber auch ein Teil der Geschichte der Eidgenossenschaft, deren Regierung die jeweiligen diplomatischen Konferenzen vorbereitete und einberief. In der Darstellung der Entwicklung der Genfer Konventionen, die auch Rotkreuzabkommen genannt werden, möchte ich nacheinander auf den Schutz der verwundeten und kranken Militärpersonen, auf die Behandlung der Kriegsgefangenen und auf den Schutz der Zivilpersonen eingehen.

Anlässlich der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 wurde ein Abkommen getroffen über die «Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention von 1864 auf die Verhältnisse des Seekriegs». Dieses Abkommen wurde an der zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907 revidiert und durch die diplomatische Konferenz von 1949 in Genf, nach einer zweiten Revision, welche die Erfahrungen von zwei Weltkriegen zu berücksichtigen hatte, unter dem Titel: «Genfer Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen der bewaffneten Kräfte zur See» in die Reihe der vier Genfer Konventionen zum Schutze der Kriegsopfer aufgenommen.

Die Genfer Konvention von 1864 wurde erstmals 1906 unter Verwertung der Erfahrungen, die bei ihrer Anwendung vorab im Deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und im Russisch-japanischen Krieg von 1904/05 gemacht wurden, an einer vom Bundesrat einberufenen diplomatischen Konferenz revidiert. Eine der Neuerungen betraf die ausdrückliche Erwähnung der nationalen Hilfsgesellschaften, die zur Unterstützung des Heeresanitätsdienstes zugelassen sein sollen. 1929 wurde die Konvention erneut revidiert auf Grund von Vorschlägen, die das Internationale Komitee vom Roten Kreuz mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges vorgelegt hatte. Anlässlich dieser Revision wurden der rote Halbmond und der rote Löwe mit der roten Sonne als offizielle Schutzzeichen neben dem roten Kreuz anerkannt. Eine dritte Revision der Genfer Konvention erfolgte 1949 in Genf, wobei das grosse Erfahrungsmaterial des Zweiten Weltkrieges verwertet wurde. Die am 12. August 1949 unterzeichnete Konvention trägt den Namen: «Genfer Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken der bewaffneten Kräfte im Felde.»

In den Stürmen des Ersten und Zweiten Weltkrieges haben die beiden Abkommen zum Schutze der Verwundeten und Kranken der bewaffneten Kräfte standgehalten und ihre Aufgabe erfüllt. Die verschiedenen Revisionen haben denn auch die ursprünglichen Grundzüge nicht verändert, son-